

Humanitas und zur Welt, eines Gangs, der von demjenigen des Humanismus verschieden ist, indem er auf gemeinsame Verantwortung *vor* Gott und gemeinsame Hoffnung *auf* Gott ausgerichtet ist. Sollte das nicht genügen, um eine Basis für eine Erneuerung des Verhältnisses auch jüdischerseits zu ermöglichen? Christlicherseits haben Sie in Ihrem Papier schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht.

Ich schliesse. Die Agenda ist gross und auch sehr heikel. Sie berührt beiderseits noch schmerzhaft offene Nervenenden, aber sie ist nicht unmöglich und nicht hoffnungslos, wie die von Ihnen vorgelegten Thesen, Texte und Beschlussanträge auf sehr eindrucksvolle Weise zeigen.

III Kurzer Kommentar

Von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel*

Die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland hat am 11. Januar 1980 einen Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden angenommen*. Ehe wir uns im einzelnen mit den wesentlichsten Themen dieser Erklärung beschäftigen, wollen wir feststellen, was dem vorangegangen ist: Bevor es nämlich zu diesem Text hat kommen können, hatte man in langen Vorarbeiten auf Kreissynoden und Presbyterien über dieses Thema verhandelt, durch Bibelarbeiten und Aussprachen eine solche Erklärung sorgfältig vorbereitet. Es ist also nicht so, dass aus gewissen emotionalen Stimmungen heraus nun auch ein gutes Wort über die Juden gesagt werden sollte: Die Absicht ist, durch eine sorgfältige theologische Aussage den Weg für ein nun wirklich neues Verhältnis zwischen Christen und Juden zu bereiten.

Anlass für eine solche Grundsatzerklärung waren für die Synodalen vier Gründe: Die christliche Mitverantwortung an der Verfolgung der Juden im NS-Reich, neue Einsichten über die bleibende heilsgeschichtliche Bedeutung Israels, wie diese der Apostel Paulus in Röm 9–11 feststellt, eine Tatsache, die fast zwei Jahrtausende bewusst und unbewusst ignoriert worden ist, die Einsicht, in die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes, seine Heimkehr in sein Land, welche in der Errichtung des Staates Israel sichtbar geworden ist, was als Zeichen der Treue Gottes gegenüber seinem Volke verstanden werden kann. Schliesslich die Bereitschaft der Juden, trotz allem, was geschehen ist, in eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Christen einzutreten. In diesen vier Voraussetzungen der Erklärung spiegelt sich bereits der Geist dieses Synodalbeschlusses wider: Es geht hier um Zeitgenossenschaft und um das Ernstnehmen des gegenseitigen Selbstverständnisses. Diese Grundlagen, auf denen die folgenden Erklärungen stehen, stellen selbst schon eine entscheidende Wende dar, bezeugen, dass man willens war, auf das jüdische Zeugnis zu hören, ohne das eigene zu verschweigen. Diesem Beschluss der Rheinischen Landessynode war im Jahre 1975 eine Studie »Christen und Juden« des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland vorangegangen¹. Diese hatte in umfassender Weise den ganzen Problemkreis behandelt, war jedoch trotz relativ weiter Verbreitung nicht voll in das Bewusstsein der Gemeinden gelangt. Daher musste dieser umfassenderen Studie eine Erklärung folgen, die viel knapper und eindringlicher das Denken der Gemeinde-

Doch wer hat je behauptet, dass Theologie nicht heikel oder gar einfach sei? Sie ist auch alles andere als nur intellektuell. Emotionen und Affekte trüben so manchmal unser Urteil oder bestätigen Vorurteile, aber es gibt auch so etwas wie den Affektus der Liebe zu Gott. Man betreibt Theologie, wenn man Gott auch mit seinem Verstande liebt, und Liebe Gottes ohne Liebe zum Mitmenschen ist unmöglich. Die letztliche Rechtfertigung und Garantie des Erfolges eines christlich-jüdischen Gesprächs und einer Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden liegt vielleicht in der Überzeugung beider Partner, dass das grosse Gebot, Gott und den Nächsten zu lieben, auch die Basis einer jeden Theologie ist.

glieder in Zukunft bestimmen kann. In dieser Erklärung nun tritt in eindeutiger Weise Verbindendes und Trennendes hervor: Juden und Christen verbindet die hebräische Bibel, aber auch jener Mann, Jesus Christus, ein Jude, der – so glauben es die Christen – »als Messias Israels der Retter der Welt ist«. Durch ihn werden die Völker der Welt mit dem Volke Israel verbunden. Dieser Gedanke ist von einer bisher noch nicht überall voll verstandenen zentralen Bedeutung: Er schliesst nämlich nicht nur jede Form des Anti-Judaismus aus, sondern verwehrt es Christen, die Juden als draussenstehend, als verworfen, als abgetan zu betrachten bzw. Judentum in dieser Weise zu interpretieren. Wer sich zu Jesus Christus bekennt und sich erlaubt, antijüdisch zu sein, vergeht sich an dem, den er als seinen Messias bezeugt. Dies wird um so deutlicher, wenn man feststellt, dass trotz des Kommens Christi Israel erwählt bleibt, weil Gott ihm seinen Bund nicht gekündigt hat. Aber nicht nur Glaubensinhalte verbinden Christen mit Juden, sondern vor allem auch das, was aus ihnen folgt: Gerechtigkeit und Liebe sind die Weisungen Gottes für unser aller Leben. Mit diesem Gedanken wird nun endlich die Ethik wieder voll in die Religion integriert und steht nicht mehr beziehungslos neben dem Glauben: Das Unheil, vor allem des deutschen Protestantismus, bestand ja darin, dass er sich erlaubte, die unsere Welt zusammenhaltenden religiösen Weisungen als »Gesetz« abzutun, ohne ihren zutiefst ethischen Charakter zu erkennen.

Wenn man sich früher, etwa im Pietismus, den Juden freundlich genähert hatte, geschah es meist, um sie bekehren zu wollen. Die Judenmission galt für die Juden als eine Institution der Entwürdigung, ja der »theologischen Endlösung«. Juden sollten aus ihrem Judentum entführt werden. Die rheinische Synodalerklärung findet in diesem Zusammenhang für das Phänomen christlicher Zeugenschaft die richtigen Worte, Zeugnis könne gegenüber Juden nicht wie »Mission« an der Völkerwelt wahrgenommen werden. Eine solche Aussage ist gerade Protestanten gewiss nicht leichtgefallen, weil sie sich noch schwerer als Katholiken von diesem unseligen Komplex der »Judenmission« lösen können, der zwischen Juden und Christen eine wirkliche geistige und menschliche Begegnung lange unmöglich gemacht hat. Judenmission hat Juden ihre eigene Identität und ihr jüdisches Selbstverständnis bestritten und wollte ihnen etwas überstülpen, was der jüdischen Existenz fremd ist: Judenmission war der Versuch, Juden zur Untreue gegen

* Vgl. o. S. 15.

¹ S. FRu XXVII/1975, S. 68 ff.

das jüdische Erbe zu verleiten. Die Erkenntnis, dass Christen nun mit diesem Verhalten brechen, ist für Juden eine Grundvoraussetzung für einen Dialog mit Christen. Aus dieser Erkenntnis folgt dann auch ein Kernsatz des Synodalbeschlusses: »Darum verneinen wir, dass das Volk Israel von Gott verworfen oder von der Kirche überholt sei.« Den Vorgang einer solchen Erkenntnis bezeichnen die Verfasser der Erklärung als »Umkehr«. Daraus ergibt sich von selbst, dass nun begriffen worden ist, Christen seien in ihrer Beziehung zu Juden und Judentum allzulange auf einem falschen Wege gewesen.

Diese Erkenntnis einer notwendigen Umkehr folgt auch aus gemeinsamen Vorstellungen von Schöpfung und Erlösung, von dem gemeinsamen Gott, als Herrn der Welt und von der Kraft der Hoffnung, diese Erde möge einst zum Reiche Gottes werden, was uns gemeinsam ein Handeln für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt auferlegt. Nun wären diese Gedanken recht abstrakt, wenn man nicht versuchte, konkrete, wirklich greifbare Institutionen zu schaffen, welche die Aufgabe erhalten, die Bekenntnisse der Landessynode zu verwirklichen. Dazu gehört etwa ein Ausschuss »Christen und Juden« im Rahmen der Landeskirche, welcher an diesen Problemen weiterarbeitet und die verschiedenen Gremien der Kirche zu beraten hat. Dazu gehört ferner die Forderung, die Kirchenleitung solle bei der Ausbildung und Weiterbildung von Lehrern und Pfarrern dafür sorgen, dass das Thema Christen und Juden gebührend berücksichtigt werde. Schliesslich, und das hängt mit dem eben Erwähnten zusammen, wünscht die Synode die Errichtung von Lehraufträgen über Theologie, Philosophie und Geschichte des Judentums an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal sowie an der Gesamthochschule Wuppertal, weil

sonst die Befürchtung besteht, angehende Pfarrer und Lehrer erhielten nur eine recht vage Vorstellung vom Judentum und würden daher den Beschlüssen der Landessynode nicht nachleben können.

Fragen wir abschliessend, welchen Sinn eine solche Erklärung haben mag. Sie enthält in eindrücklicher Weise eine Neubestimmung über das Judentum, sie trägt dem jüdischen Selbstverständnis Rechnung, ohne das Eigene des Christlichen und seiner Botschaft zu verkürzen, sie anerkennt die Juden als Partner und ruft dazu auf, dass aus dieser menschlichen und geistigen Zeitgenossenschaft konkrete Konsequenzen gezogen werden. Diese Erklärung spiegelt die Erschütterung wider, die Christen angesichts der Ermordung von Millionen von Juden durch Deutsche, die zum grossen Teil getaufte Christen waren, verspüren. Im Synodalbeschluss schliesslich finden wir nirgends diese so ungemein peinliche Methode einer faulen Apologie oder einer niederträchtigen Aufrechnung anderen Unrechts. Die Synodalen haben sich an der Tatsache von Auschwitz und an der Ermordung von Millionen von Juden nicht herumgedrückt, wie das auch heute noch so oft geschieht. Sie richten aber zugleich ihren Blick in die Zukunft, in der in einem Miteinander, einer Zusammenarbeit und einem gegenseitigen Bedenken unsere Welt ein wenig menschlicher gestaltet werden soll. Der Synodalbeschluss der Rheinischen Landeskirche sollte als Modell für andere protestantische Landeskirchen dienen und ein Anlass dazu sein, den Katholiken ihren eigenen grossartigen Würzburger Synodenbeschluss von 1975 »Für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes« in die Erinnerung zu rufen².

² Vgl. FrRu XXVII/1975, S. 5 und S. 6 ff.

3 50 Jahre nach dem Tod von Franz Rosenzweig

25. 12. 1886 — 10. 12. 1929

I Franz Rosenzweig: Der Mensch und sein Werk, Briefe und Tagebücher^{*/**}

Buchbericht von Yehoshua Amir, Universität Tel Aviv

Es mag 1937 gewesen sein. In einem deutschen Dorf leben noch ein paar jüdische Familien, gedrückt und verängstigt, besonders die Kinder. Eines Tages ist draussen Gewitter. Die Kinder stehen geduckt in einer Ecke. Da sagt das Schwesterchen dem kleinen Brüderchen: »Du brauchst keine Angst zu haben. Uns kann nichts passieren. Wir haben doch den lieben Gott und die Thora und die Schockenbücher*.« Der Feriengast aus der Stadt, der das Gespräch überhörte, war mein Vater. Der Bericht ist verbürgt.

Einem Juden, der die dreissiger Jahre in Deutschland durchlebt hat, geht es nicht leicht über die Lippen, dass ein Buch, das 1935 im Schocken-Verlag erschienen ist, nun überholt ist. Es wird selten einen Verlag in der Welt gegeben haben, der so wie dieser durch seine Tätigkeit Menschen vor dem inneren Zusammenbruch bewahrt

hat. Das gilt auch von der Ausgabe der Briefe F. Rosenzweigs, die die nunmehr verstorbene Witwe damals unter Mitwirkung von Ernst Simon herausgegeben hat. Karl Löwith bezeugt, dass es dieses Buch war, das vor seinen staunenden Augen zum ersten Mal die Gestalt eines originär jüdischen Denkers erstehen liess, der in vielem das umwälzende Denken Heideggers, seines philosophischen Lehrmeisters, vorausgedacht zu haben schien. Und für uns in der jüdischen Jugendbewegung enthüllte sich in diesem Buch, hinter einem erstaunlich modernen neuen Ernstnehmen alten jüdischen Glaubens und alter jüdischer Lebensformen, ein quicklebendiges Menschentum, mitreissend in Jubel und in Verzweiflung, rückhaltlos Rede und Antwort stehend und Menschen bis ins Herz hinein fragend, lebensschaffend bis aufs Sterbebett. Alles das, was in dem alten Buch schwang, ist auch in das neue, nunmehr erschienene Buch hinübergenommen.

Dennoch bedürfen wir heute einer erweiterten Dokumentation über Rosenzweigs Leben. Der Generation seiner

* S. u. S. 26.

** Vgl. u. a. Karl Thieme: Werk und Leben Franz Rosenzweigs, in: FrRu XV/1964, S. 13 ff.